

## „Transzendenz“-Entdeckung in der Pause

*Es waren schöne Stunden, als wir uns in mehrwöchigen Abständen bei Norbert Greinacher in Tübingen abends trafen, um miteinander über Aktuelles zu sprechen, aber auch, um bestimmte Texte aus der Geistesgeschichte wahrzunehmen und darüber zu diskutieren. Ich freue mich sehr, dass ich an diesen Abenden Dietrich Rössler persönlich kennen lernen durfte, ja, ich empfand es als eine besondere Ehre, diesen Nestor der Praktischen Theologie, den ich selbstverständlich in der Literatur schon vorher sehr schätzen gelernt hatte, nun kurz nach meinem Wechsel nach Tübingen in diesen ebenso lockeren wie intensiven Gesprächen erleben zu dürfen.*

*Die gegenseitige persönliche Bereicherung und die inhaltliche Kreativität dieser Abende bringen mich dazu, das Thema der „Transzendenz“ als Erneuerungsfähigkeit und Überholbarkeit der menschlichen Wirklichkeit genau mit dieser Erfahrung der Unterbrechung der Alltagsgeschäfte zu verbinden, auf die Einsicht zu, dass ohne solche Stunden des „Miteinander Luft-Holens“ der Alltag selbst verkarsten würde.*

**D**enn die Dringlichkeit in ganz bestimmten Notwendigkeiten benötigt die Verlangsamung der Zeit, um Ruhe zu gewinnen und das Notwendige tatsächlich wahrnehmen zu können: gegen die Hektik, die ununterbrochene Beschleunigung. Es geht im christlichen Leben nicht um einen unerträglichen Druck, der die Luft zum Atmen nimmt. Sondern das Atmen, das Langsamer-Werden und Zur-Ruhe-Kommen ist die Bedingung dafür, um überhaupt Zeit dafür zu haben, Kraft und Unterscheidungsfähigkeit zu gewinnen. Dies ist eine alte christliche und kirchliche Einsicht, die immer wieder formuliert wurde und wird: Zum Handeln gehört das Beten, zur Aktion die Kontemplation, zur Selbstverausgabung die Mystik.

Ein Blick auf das Leben Jesu macht diesen Zusammenhang sehr deutlich. Wenn man sich fragt, woher Jesus die Kraft hatte, ein solches Leben konsequent bis zum Ende durchzuhalten und auszuhalten, dann führt die Antwort auf diese Frage in seine Gottesbeziehung. So betet er mit den Worten der Psalmen und prophetischer Texte, so kennt er die alten Geschichten von Gottes helfendem und erlösendem Handeln an seinem Volk. Jesus erfährt die Gottesbeziehung offensichtlich unüberbietbar intensiv und tragend. Dafür findet er ein eigenes Wort, nämlich die Anrede „Abba“, das Kinderwort für einen liebenden und guten Vater. Deshalb nimmt er sich Zeit und zieht sich wochenlang zurück in die Wüste, deshalb erzählt er in Gleichnissen von der Liebe und Gerechtigkeit Gottes, deshalb glaubt er an das kommende Reich Gottes, deshalb klagt er

schließlich in höchster körperlicher, psychischer und spiritueller Not im Garten von Gethsemane und am Kreuz. Gott ist für ihn keine Chiffre für Mitmenschlichkeit, sondern ein eigenständiges Gegenüber, mit einer Macht, die auch über den Tod hinausreicht. Für Jesus werden Gott und sein Reich nicht nur konkrete Praxis in der mitmenschlichen Tat, sondern, diese tragend und ermöglichend, in der im Glauben als Realität erfahrbaren Weggenossenschaft Gottes in Versöhnung und Verheißung. Um diese wahrzunehmen, dieser inne zu werden, braucht es Zeit.

Denn dass Christus einmal selbst die neue Schöpfung mit sich bringen wird, bringt nicht nur Dringlichkeit und Befristung in das diesseitige Leben, sondern auch die Entlastung, selbst in einer Art „Gotteskomplex“ das Reich Gottes herstellen zu wollen oder zu müssen. Christ und Christinnen können darauf verzichten, hier bereits den kommenden Christus zu markieren: Sie stehen immer noch bis zu ihrem Tod und bis zum Ende der Welt in der Nachfolge des in Jesus gekommenen Messias. „Wir werden das Böse nicht aus eigener Kraft abschaffen können. Das wäre eine unmenschliche Überforderung, und alle Versuche dieser Art haben böse geendet.“ (W. Kasper)

Manches wird man tun können und vieles wird man nicht verhindern können. Wir sind durch unsere Körperlichkeit und die dadurch aufgenötigten Unterbrechungen und Gebrechen, durch die Begrenzung der Lebenszeit und durch unsere spezifischen Möglichkeiten und Unmöglichkeiten eingeschränkt.

Diese Selbstbescheidung des Menschen ist auch Bedingung dafür, dass er nicht sich für alles verantwortlich machen kann und muss, sondern dass Gott verantwortlich gemacht werden kann für das, was nicht in unserer Macht steht, wofür *er* anzuklagen ist und was *er* richten muss. Beides, Einklage und Hoffnung auf die neue Schöpfung, bedingen sich gegenseitig. Vieles an der Verzögerung, dass das Reich Gottes nicht hergestellt werden kann, ist von den Menschen selbst verschuldet. Die grundlegende Bedingung für diese Verzögerung aber ist aufgezwungen: Die Bösen sind schuldig an ihren Taten, aber dass sie überhaupt böse werden konnten, das müssen sie nicht verantworten.

Die Anerkennung dieser Begrenzung gehört zum Menschsein wesentlich dazu. Zwar kann vieles bewegt werden, wenn sich Menschen in Gemeinden und Initiativen zusammentun, um gemeinsam eine bestimmte Solidarität zu verfolgen. Aber auch dann ist es notwendig, sich für etwas Bestimmtes zu entscheiden, denn *alles* können weder Einzelne noch Gruppen und Gemeinschaften tun. Von dem Vielen, was eigentlich nötig wäre, kann immer nur Einiges ausgesucht werden, was tatsächlich in Angriff genommen werden kann. Solche Entscheidungen sind schmerzhaft, weil sie immer zugleich beinhalten, dass Anderes nicht getan werden kann und dass Anderes hoffentlich andere tun.

Und auch in diesem Tun selbst braucht es Pausen, braucht es Unterbrechungen, um über das Getane oder noch zu Tuende nachzudenken, womöglich andere Richtungen einzuschlagen, mit bestimmten Menschen zu reden, um die notwendigen Maßstäbe zu bekommen. Notwendige Verausgabungen und notwendige Begrenzungen in diesen Verausgabungen brauchen sich gegenseitig, damit die Energie im Engagement nicht verloren geht. Die Hoffnung auf den kommenden Christus beinhaltet beides, die Spannung und die Entlastung, die Zeitknappheit und die Zeit für das Innehalten und für die Erholung, vor allem für das, was man die Spiritualität des eigenen Lebens und Handelns nennt, nämlich zum Gebet und dazu, sich von Gottes Gekommensein und von seiner Wiederkunft im Messias her in den Blick zu nehmen und darauf zu vertrauen, von ihm Kraft zum Tun und zum Aushalten zu erhalten.

Jesus ruft in dieses Innehalten hinein: „Kommt alle zu mir, die ihr euch plagt und schwere Lasten zu tragen habt. Ich werde euch Ruhe verschaffen. Nehmt mein Joch auf euch und lernt von mir; denn ich bin gütig und von Herzen demütig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seele. Denn mein Joch drückt nicht, und meine Last ist leicht“ (Mt 11,28-30). Und hierher gehört auch, wenn Jesus uns dazu ermutigt, unsere Sorgen nicht übermächtig werden zu lassen, als würde alles von uns abhängen und als müssten wir das Geschick der Menschen in den Händen halten: „Sorgt euch nicht um euer Leben, denn es ist längst für euch gesorgt“ (vgl. Mt 6,25ff.).

Spätestens mit Stan Nadolnys „Die Entdeckung der Langsamkeit“ (1987) ist die Frage danach, wie Menschen Zeit erleben und ob nur Beschleunigung zum Erfolg führen kann, einer größeren Anzahl von Menschen bewusst geworden. Nadolny spricht darin von zweierlei Arten des Sehens: „Einen Blick für die Einzelheiten, der das Neue entdeckt, und einen starren Blick, der nur dem gefaßten Plan folgt und beschleunigt für den Moment.“ Und ein „Bösewicht“ wird dadurch gekennzeichnet, dass er „seine richtige Geschwindigkeit nicht (kennt). Er ist bei den falschen Gelegenheiten zu langsam und bei den anderen zu schnell, wo es auch verkehrt ist.“ Gerade für Menschen, die aus einer endzeitlichen Perspektive, die ihnen wertmäßig sehr am Herzen liegt, auf Wirklichkeit und Menschen zugehen, gilt die Ermahnung, dass sie über dem Sendungsbewusstsein nicht das Sehen verlieren: „Ich habe zur Zeit ständig mit sendungsbewußten Erziehern zu tun, Anglikanern, Methodisten, Katholiken, Presbyterianern. Gemeinsam ist allen: Sehen spielt keine Rolle, der gottgefällige Charakter ist alles.“ Respekt vor den Menschen ist wichtiger als sie zur Eile zu treiben. In diesem Sinn geht es darum, die Notwendigkeit der Langsamkeit zu entdecken, mit ihr „wie durch eine Wand ins Freie zu treten...: Kampf gegen unnötige Beschleunigung, sanfte allmähliche Entdeckung der Welt und der Menschen“; den Blick dafür zu öffnen, Einrichtungen zu schaffen, „die

nicht der Ausnutzung, sondern dem Schutz der individuellen Zeit dienen, Reservate für Sorgfalt, Zärtlichkeit, Nachdenken.“ Wo dies geschieht, kann Unterdrückung nicht mehr geschehen.

So ist die Zeit zwar etwas, was uns als Lebensraum vorgegeben ist. In diesem Raum gibt es aber ganz unterschiedliche Verbindungen zwischen Zeit und Leben. Einstein hatte die herkömmliche Sicht auf der Basis der mechanisch-mathematischen Zeit von Newton, nämlich dass die Zeit gleichmäßig und ohne Beziehung zu ihren Vorgängen vergehe, gründlich korrigiert: Raum und Zeit sind nicht zueinander unabhängige Größen, sondern die Zeit ist immer „bezugssystemabhängig“, bezogen auf Raum und Gravitation der Körper. Ein Beispiel: „Ein Raumschiff bewegt sich mit 80 Prozent der Lichtgeschwindigkeit (was nach dem heutigen technischen Stand nicht möglich ist) und ist (auf der Erde gemessen) 20 Jahre unterwegs. Dann sind im Raumschiff nur 12 Jahre vergangen, so dass der zurückkehrende Raumfahrer um 8 Jahre jünger ist als sein Zwillingbruder, der auf der Erde geblieben ist.“ (W. Hauger)

Dieser Zusammenhang zwischen Zeit und Körper spiegelt sich auch in der Beziehung zwischen Zeit und menschlichem Leben und Erleben. Es gibt keine leere Zeit, sondern es gibt sie nur im Zusammenhang mit bestimmten Ereignissen und Erlebnissen, in denen die Zeit zum Beispiel schnell oder bis zur Langeweile hin langsam vergeht. Man kann eigentlich nicht die Zeit erleben, sondern nur die Art und Weise des Erlebens der Zeit. So gibt es auch hier einen „Relativitäts“-Zusammenhang: Wird ein Ereignis intensiv erlebt, ist die Zeiterfahrung kurz, stellen sich Langeweile und Warten ein, erscheint die Zeit gedehnt. Auch Kulturen und Religionen haben ihre eigenen Zeiterfahrungen. Zum Beispiel: „Auch für die Gläubigen im Islam hat die Zeit eine Tendenz. Da Gott der ‚Lebendigmacher‘ der Toten ist, wächst die Lebendigkeit für die Muslime im Ablauf der Zeit. Die immerwährende Lebendigkeit, das schönste Leben, steht den Gläubigen nach dem Tod – im Paradies – bevor.“ (A. Nitschke)

Das Beschleunigungsmodell in der Erfahrung von Zeit, verbunden mit dauernder Zeitknappheit, die in unserer Kultur „zum unverzichtbaren Statusmerkmal jener geworden (ist), die als die ‚Oberen‘ angesehen werden“ (K. H. A. Geißler), hat seine tieferen Wurzeln nicht zuletzt ebenfalls in religiösen Einstellungen, vor allem bei den reformatorischen Predigern Zwingli und Calvin gegen den Müßiggang und gegen die Verschwendung von Zeit.

Die modernen Beschleunigungsschübe sind so gefräßig, dass sie das ganze Leben erfassen, auch die Pausen und Freizeit. „Wir suchen gefüllte statt erfüllte Zeit. Selbst die viel beklagte Langeweile ist nichts anderes, als die andere Seite der Hektik, die Leere nämlich, gerade einmal nicht so rasch immer mehr in immer weniger Zeit produzieren und konsumieren zu können, wie man es eben so gewohnt ist. Die freie Zeit ist damit nur eine

Scheinfreiheit. (...) Beschleunigung ist nämlich immer auch mit weniger Freiheit, weniger Realitätseinsicht gekoppelt. Hohe Geschwindigkeiten gehen mit Wahrnehmungseinschränkungen einher.“ (K. H. A. Geißler)

Einer solchen Beschleunigung des Lebens gegenüber ist auch von der christlichen Botschaft her entgegenzusteuern: Einmal von dem in die Vergangenheit gehenden Glauben her, dass Gott mit der Schöpfung auch diese Zeit geschaffen hat und dass wir mit ihr umgehen dürfen wie mit der ganzen Schöpfung, nämlich sie gestaltend. Und Gestaltung heißt hier, dass weder die Schöpfung und darin auch nicht die Zeit der menschlichen Herrschaft unterworfen werden, dass sich aber auch die Menschen nicht der Zeit unterwerfen müssen, vor allem nicht dem Zeiterleben, wie es sich gegenwärtig in vielen Lebens- und Arbeitszusammenhängen darstellt.

Gestaltung beinhaltet eine auf den Raum der Gestaltung bezogene Freiheit, in der dieser Raum zugleich respektiert und geschützt wird. Wer wieder den Blick für das Kleine und für das hoffnungsvolle Warten-Können entdecken will, braucht „Eigenzeiten“, Zeiten also, die vom eigenen Erleben her, seien es Enttäuschungen und Trauererfahrungen, seien es freudige und Hoffnung schenkende Erfahrungen, geprägt sein dürfen. „Zeit muss man in den Blick, nicht in den Griff bekommen.“ Wenn die Melodien hinter mechanischen Takten verschwinden, ist kein Raum mehr für den Rhythmus, der den Klang des Lebens trägt. So geht es nicht um die beste Nutzung der Zeit, „die uns die gegen alle Inhalte gleichgültige Uhr anzeigt, sondern um die Entwicklung von Fähigkeiten, Eigenzeiten wahrzunehmen.“ Was für das menschliche Leben insgesamt gilt, gilt auch für die endzeitliche Erwartung: „Nur wer warten kann, der/die kann auch etwas erwarten.“ (K. H. A. Geißler)

So darf man drei Gestaltungsformen mit der Zeit annehmen, die zueinander gleich wichtig sind und je nach Lebens- und Handlungszusammenhang zu entscheiden wären: Da gibt es die Dringlichkeit und *Zeitnot* im Notwendigen, da gibt es die Entschleunigung und den *Zeitwohlstand*, oder auch den „Pausenwohlstand“, um das Notwendige zu entdecken und die Ressourcen dafür zu heben. Und es gibt die *Unterbrechung* als eine notwendige Weise, zwischen den beiden Gestaltungsformen der Zeit zu wechseln: Wenn die Dringlichkeit unterbrochen wird, um zur Ruhe zu kommen, wenn die Entschleunigung unterbrochen wird, um jetzt zu handeln. So dass sich weder die Beschleunigung noch die Verzögerung auf einen Dauerzustand begeben und damit ihre Fähigkeit, sich gegenseitig zu ermöglichen und zu steigern, verlieren.

Denn beide könnten für sich einen „Fluss“ bilden, der an der Oberfläche alles mitreißt und nicht mehr, um ein Bild von Walter Benjamin zu bemühen, zur Flussrichtung widerständige Strudel zulässt, in denen erst die Tiefe menschlichen Lebens und Handelns erreicht wird: im Erschrecken

vor dem Bösen und vor dem Leid, das unmittelbares Handeln benötigt; und im Innehalten des Mitgefühls oder auch des Staunens, woraus sich wiederum das Engagement speist. Wie der Strudel im Fluss, steht der Ursprung in der Geschichte „quer“, senkrecht zur Fließrichtung. Was in den Strudel des Ursprungs hineingerät, wird festgehalten und so aus dem Fluss herausgezogen. Wie der Strudel unter der Wasseroberfläche verborgen liegt, zeigt das tatsächliche Leben im „Fluss“ nicht das Ursprüngliche. Nur wo der Ursprung erkannt wird, kann das „Echte“ gerettet werden. Wenn nicht andere Zeiten einfach als unecht abgestuft werden, bringt die Suche nach der „Echt-Zeit“ doch Wichtiges zum Ausdruck: nämlich eine Zeit, wo die Echtheit des eigenen Lebens und der eigenen Verantwortung gesucht und gefunden, wo die Echtheit für die anderen Zeiten entschieden wird. Es sind Zeiten der Erholung, wo man sich Lebenswichtiges in das Leben holt, wo Verlorenes wieder gefunden wird und versiegte Quellen wieder aufsprudeln.

Die Unterbrechung, die Tod und Ende der Welt endgültig bringen, und zwar in ein hoffnungsvolles Gericht und in die Tiefe ewigen Lebens hinein, ist gewissermaßen in das Leben selbst hinein vorwegzunehmen, als Perspektive für seine Beurteilung und als Hoffnungskraft, diese Perspektive zu leben. Denn Christinnen und Christen „brauchen sich nicht von einer gleichgültigen Welt überleben zu lassen“ (H. Blumenberg). So benötigt es Zeiten, bereits in diesem Leben seine Nichtgleichgültigkeit zu bedenken und der innehaltenden Prophetie oder Vision eine Chance zu geben. „Es gibt Formen der Hinwendung zum anderen Menschen, zur Welt und zu sich selbst, die ihrem innersten Wesen nach zur Beschleunigung untauglich sind. Das Denken gehört dazu, das Empfinden, die Besinnung, die Betrachtung, die Befreundung und Befremdung, die Erfahrung, das Vertrauen, das Mitgefühl, auch der Hass und die Trauer.“ (M. Gronemeyer)

In diesen Zeiten der Muße geht es also nicht nur um genauere Wahrnehmung von Wirklichkeit, sondern auch um das, was Robert Musil („Der Mann ohne Eigenschaften“, Kap. 4) als den „Möglichkeitssinn“ bezeichnet hat: „Wenn es aber Wirklichkeitssinn gibt, und niemand wird bezweifeln, daß er seine Daseinsberechtigung hat, dann muß es auch etwas geben, das man Möglichkeitssinn nennen kann. Wer ihn besitzt, sagt beispielsweise nicht: Hier ist dies oder das geschehen, wird geschehen, muß geschehen; sondern er erfindet: Hier könnte, sollte oder müßte geschehen; und wenn man ihm von irgendetwas erklärt, daß es so sei, wie es sei, dann denkt er: Nun, es könnte wahrscheinlich auch anders sein. So ließe sich der Möglichkeitssinn geradezu als die Fähigkeit definieren, alles, was ebensogut sein könnte, zu denken und das, was ist, nicht wichtiger zu nehmen als das, was nicht ist. ... Solche Möglichkeitsmenschen leben, wie man sagt, in einem feineren Gespinnst, in einem Gespinnst von Dunst, Einbildung, Träumerei und Konjunktiv; Kindern, die diesen Hang

haben, treibt man ihn nachdrücklich aus und nennt solche Menschen vor ihnen Phantasten, Träumer, Schwächlinge und Besserwisser oder Krittler. ... Das Mögliche umfaßt jedoch nicht nur die Träume nervenschwacher Personen, sondern auch die noch nicht erwachten Absichten Gottes. Ein mögliches Erlebnis oder eine mögliche Wahrheit sind nicht gleich wirklichem Erlebnis und wirklicher Wahrheit weniger dem Werte des Wirklichseins, sondern sie haben, wenigstens nach Ansicht ihrer Anhänger, etwas sehr Göttliches in sich, ein Feuer, einen Fluch, einen Bauwillen und bewußten Utopismus, der die Wirklichkeit nicht scheut, wohl aber als Aufgabe und Erfindung behandelt.“

Die Fähigkeit zur Pause und zur Unterbrechung zeigt sich im Alltag vor allem darin, sich von Menschen unterbrechen zu lassen. Dies gilt auch für die kirchliche Seelsorge und Pastoral: Dass Menschen hier einen Ort finden, wo sie unbestellt zu Besuch kommen können. Wo sie Rat suchen und querdenkende, überraschend phantasievolle Gesprächspartner antreffen, wo liebenswürdige Ironie und geistreicher Witz zu Hause sind, wo man ruhigen Herzens werden kann und Güte spürt, wo keine gestanzten langweiligen Sprüche kommen, sondern eigene tiefe Gedanken; wo mehr zugehört wird als gesprochen, mehr Mitgefühl gezeigt wird als Pathos, wo mehr Position bezogen wird als ausgeglichene Sowohl-als-auch-Sprüche formuliert werden, wo mehr Fragen gestellt als Antworten gegeben werden, wo viel Neugierde herrscht im Hinhören auf Geschichten der Einzelnen, wo man Belesenheit und geistig-geistliche Offenheit antrifft und keine Ignoranz und Besserwisserei, wo die Menschen und die Hauptamtlichen der Kirche zu sagen wagen, dass sie mit etwas überfordert sind und nach einiger Zeit einfach keine Kraft mehr zum Zuhören und Reden haben und so ihre eigenen Grenzen zeigen, wo man die Gesprächspartner nicht dauerhaft an sich zu binden versucht, sondern loslässt, gegen andere, vielleicht bessere Gesprächspartnerinnen.

Kurzum: Die Kirche als ein Ort, wo die Menschen nicht die Verwaltung Gottes, sondern die Öffnung für Gott spüren, für seine Zukunft, die er bereit hält und die die Gegenwart beeindruckt. Dies alles bedeutet eben nicht, dass wir noch mehr zu tun haben als bisher, sondern lieber weniger und dies mit Phantasie und Herz. Nicht die Hektik ist die Lösung, sondern ein Leben, wo sich die Zeitrafferzeiten unterbrechen lassen in die Zeitverzögerung hinein und umgekehrt, und wo sich beides gegenseitig inhaltlich vertieft und immer mehr von der Gnade Gottes tragen lässt. So dass möglichst wenig Menschen das schreiben müssen, was Hans Scholl am 17. August 1942 an der Ostfront in seinem Russland-Tagebuch im Abschnitt „Über Schwermut“ beklagt hat: „Es zieht mich manchmal schmerzlich hin zu einem Priester, aber ich bin mißtrauisch gegen die meisten Theologen, sie könnten mich enttäuschen, weil ich jedes Wort, das aus ihrem Munde kommt, schon vorher gewußt hatte.“

*Um am Ende wieder auf unsere Abende, die ich eingangs erwähnt habe, zurückzukommen: Dietrich Rössler habe ich immer als einen Theologen erlebt, bei dem man solche Enttäuschungen niemals befürchten musste. Vielmehr habe ich in eindrucksvoller Erinnerung: eine faszinierende Verbindung von Humor und analytischer Kraft, von geistlicher Tiefe und intellektueller Freiheit. Ich freue mich, auf diesen Weg Dietrich Rössler dafür danken zu können, dass ich ihn nicht nur in seinen Publikationen, sondern auch in diesen Begegnungen erfahren durfte, und wünsche ihm noch viele gute Jahre in Gesundheit und Schaffenskraft.*

## **Literatur**

Blumenberg, H., *Lebenszeit und Weltzeit*, Frankfurt a. M. 1986.

Gronemeyer, M., *Das Leben als letzte Gelegenheit. Sicherheitsbedürfnisse und Zeitknappheit*, Darmstadt 1996.

Kasper, W., Rede beim Neujahrsempfang am 6. Januar 1999: *Die Sache Gottes und die Sache des Menschen*, Rottenburg 2000.

Themenheft „Zeit“, in: *der blaue reiter. Journal für Philosophie* Nr. 5., Stuttgart 1997 (mit den Beiträgen von K. H. A. Geißler, A. Nitschke, W. Hauger).